

Aus aller Welt.

Gegen den Direktor des Breslauer Stadttheaters Dr. Löwe sowie den Beleuchtungs-Ingenieur Wunder ist das Hauptverfälschung wegen fälschlicher Tötung eingeleitet und Termin auf den 1. Mai und folgende Tage vor der hiesigen Strafkammer anberaumt worden. Es handelt sich hierbei um das Brandunglück vom 13. Januar 1902, bei dem vier Tänzern schwere Brandwunden erlitten.

Die beiden Vurschen, welche, wie gemeldet, im Eisenbahnzuge zwischen Duisburg und Köln den Direktor der Köln-Bonner Kreisbank beraubten und schwer verletzt haben, haben bereits ein volles Geständnis abgelegt. Sie erklärten, daß sie bereits seit Langem einen Ueberfall auf Fahrgäste eines Eisenbahnzuges geplant hätten. In ihrem Besitz hat man verschiedene Werkzeugzeuge gefunden. Die Täter sind beide 16jährige Vurschen.

Jugendlad. Man meldet uns aus Hadersleben, 18. April: Heute Morgen entgleiste durch Schienenbruch ein Zug der Kleinbahn Hadersleben-Christiansfeld. Der Lokomotivführer und Heizer wurden verbrüht, letzterer lebensgefährlich. Reisende sind nicht verletzt.

Zu dem Mord in London. Der Apotheker Devereux, dessen furchtbare Mordthat, wie gemeldet, am Donnerstag aus Tageslicht kam, stammt aus guter Familie. Er hat seine Prüfungen aus bester Bestanden und sich in allen Stellungen beliebt gemacht. Allerdings scheint er die gefährliche Neigung gehabt zu haben, sich als sehr wohlhabend hinzustellen; so war er in einem Orte, den er zum Fischen und Jagen häufig aufsuchte, unter dem Namen „der amerikanische Millionär“ bekannt. Die Verführungsfähigkeit führte wahrscheinlich schließlich zu dem furchtbaren Verbrechen. Das Leben der Familie Devereux wird als äußerst glücklich geschildert bis zu dem Augenblick, wo sich Zwillinge einstellten. Devereux soll seit dieser Zeit gegrollt haben, daß er nun drei Kinder zu ernähren habe. In dem Garten des von Devereux in London zuletzt bewohnten Hauses, wo sich der Mord ereignete, fand die Polizei kleine Badetücher mit Pulvern vergraben. Man glaubt, daß diese Pulver Arsenit sind. Die Leichenschau der beiden Kinder wurde am Samstag Abend vorgenommen. Außerliche Verletzungen waren nicht festzustellen, und selbst die genaueste Untersuchung vermochte keine Spur von Vergiftung zu zeigen. Eine nochmalige Untersuchung soll zugleich mit der Untersuchung der Leiche der Mutter erfolgen. Devereux zeigte sich bei seiner Verhaftung durchaus gefaßt, nichts verriet die Erregung an ihm, als er durch den Polizeikommissar des Verbrechens beschuldigt wurde. „Ich behalte mir meine Aussage vor“, waren die einzigen Worte, die er erwiderte. Später scheint ihm jedoch die Größe der Gefahr, in der er schwebt, klar geworden zu sein, denn er war bleich, als er das Gerichtsgebäude betrat. Die Aussagen der Polizisten schien er kaum zu hören. Tief in Gedanken versunken, starrte er vor sich hin und mußte mehrmals gefragt werden, ob er eine Frage an die Polizisten zu stellen habe, ehe er verstand, um was es sich handelte. — Mit welchem Gleichmuth der Verbrecher die graufige That betrodete, geht daraus hervor, daß er, mit seinem ältesten sechsjährigen Söhnchen an der Hand kaltblütig die Verlobung der Mite mit den Leichen leitete. Frau Devereux war die Tochter eines Rechtsanwalts. In Brighton, wo der Verbrecher einige Zeit im Hospital thätig war, wird heute noch ein von ihm erfundenes

Mittel gegen Zahnschmerzen, das seinen Namen trägt, viel gekauft. Devereux stammt trotz seines französisch klingenden Namens aus einer alten englischen Familie. Derartige französische Namen weisen wahrscheinlich auf normannische Abstammung hin und sind in England keineswegs selten.

LOKALES

Wiesbaden, den 18. April 1905.

Ueber die neue Personentarifreform auf den deutschen Eisenbahnen geht dem „Berl. Tagebl.“ folgende zuverlässige Mitteilung zu: Man ist bis jetzt in den beteiligten Verwaltungen nach langem Hin- und Herberathen zu folgenden Fundamentalfällen übereingekommen: 1. Die einfache Fahrt kostet die Hälfte der bisherigen Rückfahrkarten. 2. Für Schnellzüge wird ein Zuschlag von mindestens 50 % erhoben. Der Kilometerpreis steht noch nicht ganz fest, wahrscheinlich wird er 2/3 Pfennig betragen. 3. Die Einführung des neuen Tariffs soll im Frühjahr 1906 erfolgen. Hiernach ist folgende Skala ins Auge gefaßt:

	I.	II.	III.	IV.
ein Kilometer kostet 6 Pf.	4.5 Pf.	3 Pf.	2 Pf.	Personenzug
687/10	5.7/10	3.97/10	—	— Schnellzug

Ueber Beibehaltung oder Wegfall der D-Zugplatzgebühren ist noch nichts bekannt. Ebenfalls ist man von der Ausdehnung des 25 Kilogrammfreigepäckes auf die süddeutschen Bahnen. So viel ist aber heute schon ersichtlich, daß von einer Verbilligung der Tarife keine Rede sein kann. Die ganze Reform ist lediglich eine Vereinfachung für den Eisenbahnreisenden, die sich nebenbei noch dazu bezahlt macht, auch in Preußen-Deffen, wo bis jetzt ein Zuschlag bei Rückfahrkarten nicht erhoben wurde. In Baden, Bayern, Württemberg wird man, da der bisherige Schnellzugzuschlag 1.10 Pfennig pro Kilometer beträgt, eine Kleinigkeit billiger fahren, aber nur in Schnellzügen; in Personenzügen wird die Fahrt leider theurer, wie folgende Aufstellung beweist:

	I.	II.	III.	IV.
Ein Kilometer kostet jetzt in Süddeutschland	5.7	4.00	2.65	—
Die halbe Rückfahrkarte gerechnet =	6.00	4.50	3.00	—
Nach dem neuen Tarif =	—	—	—	—

r. Das geprellte Bäuerlein. In rosenfarbiger Montagslaune beabsichtigte vorgestern ein Bäuerlein aus einem Taunusdörfchen sich Viehtrieb und Wiesbaden anzusehen. Er stieg schon bei Zeiten auf der Station Höchst in den Zug und benutzte sparsamkeitshalber die 4. Wagenklasse. Er rauchte seine Pfeife und fühlte sich mullig; bald knippte er während der Fahrt ein Gespräch mit einem Reisegefährten an, mit dem er sich über die Sehenswürdigkeiten der beiden Städte unterhielt. Hierbei war er aber an die falsche Adresse gekommen. Der Gauner fand heraus, daß mit dem Bauern ein Geschäft zu machen war. So bot er sich demselben als Reisegefährten an und zu zweien ging's nach Viehtrieb. Dort wurde ein tüchtiger Frischschoppen gemacht, bis das Bäuerlein vor Müdigkeit einnickte. Als er wieder erwachte, fand er sich natürlich allein und ohne Geldbeutel. Betrübten Herzens trat er den Rückweg an, das Kleingeld in den Rehtaschen reichlich gerade noch zur Fahrt nach dem Heimatort. Die frohe Laune aber war weg!

* Wider das keimende Leben. Dieser Tage wurde in Frankfurt a. M. der Gastwirth Palm in der Schnurgasse verhaftet, weil er durch Injunkte bei der Polizei den Verdacht erweckt hatte, daß er bei Verbrechen wider das keimende Leben gewerbmäßig Hilfe leiste. Die Untersuchung ergab bis jetzt viel Belastungsmaterial gegen Palm. Eine Anzahl von Personen, die mit ihm in Verbindung gestanden haben, wurden verhaftet. Bis jetzt sind es deren acht. Mehrere Verhaftungen stehen noch bevor. Die H. Br. erzählt noch folgende Einzelheiten: Zusammen mit Pius Palm wurde seine Frau Karoline in ihrer Wohnung in der Schnurgasse in Haft genommen. Das Ehepaar hat ähnlich Helgentreu und Nieth, aber in noch weit größerem Umfange das Metier der Abtreibung betrieben. Die Palmischen Eheleute erließen Injunkte in verschiedenen Frankfurter und süddeutschen Städten, in denen sie ihre „diskrete“ Hilfe in gewissen Fällen anboten. Offerten waren zumeist unter einer Deckadresse einzureichen. Bis her haben die Vorrichtungen der Polizei, die in der Wohnung der Eheleute Palm allerhand verdächtige Instrumente und eine sehr belastende Korrespondenz beschlagnahmte, drei vollendete Abtreibungsfälle und eine Reihe von Fällen erwiesen, in denen es sich um versuchte Abtreibung handelt. Voraussetzlich werden zehn bis zwölf Fälle eines Verbrechens nach den Paragr. 218 und 219 festgestellt werden. Die Untersuchung ist jedoch noch nicht abgeschlossen. Als Mitthäufliche kommen in Betracht Bürgerstöchter, Verkäuferinnen, Wittwen usw., die ihren Wohnsitz in Frankfurt, Braunheim, Mainz und anderen Städten haben. Das Ehepaar hat sich sein unsonderbares Gewerbe recht gut bezahlen lassen. Die Preise schweben zwischen 30, 50, 100 und 200. Palm hat früher eine Gastwirthschaft in der Heiligkreuzgasse betrieben. Die in Frage kommenden Mädchen und Frauen sind zum Theil verhaftet worden. Nach ihrer Vernehmung wurden sie jedoch wieder auf freien Fuß gesetzt.

Hautschutz bei Hitze und Hitze bei so sehr beliebt u. bewährte nicht fettende in Tuben à 50 Pfg. überall erhältlich.

Das natürlichste und sicherste Mittel gegen Stahlverfälschung ist unbedenklich Kalkas Grahambrot (preisgekrönt auf der Kaiserl. Ausstellung Mannheim 1904). Der Genuß von 1 bis 2 Schnitten zu jeder Mahlzeit verleiht selbst in den hartnäckigsten Fällen nie seine Wirkung. Aus gewaschenem Weizen nach streng hygienischen Grundsätzen hergestellt. Absolut rein, wohlschmeckend und leicht verdaulich. Jedes Brot für Magenleidende und Diabetiker. Nächstlich empfohlen! Zu haben in den meisten besseren Delikatess- und Colonialwarengeschäften. Grahamhaus Wiesbaden, Jetering 2, Erste und einzige Schrot- und Backerei mit eigener Mühle, elektr. Betrieb.

Die Wurmfur im Frühjahr ist nach alter Erfahrung am wirksamsten. Daher versäume niemand, wenn auch nur vereinzelt und zwar zur einen Verabreichung meine Wurmfur „Carbitin“ (ca. 40% Kirschen-Extrakt, ca. 60% Cacao) anzuwenden, weil einzig und absolut unschädlich. Es ist das einzig angenehme, unschädlich bewährte und billige Mittel, besonders auch bei Kindern. Preis für Kinder 1.50 M., für Erwachsene 3.00 M. Preiswilling zugesandte Resultate und Dankschreiben können eingesehen werden. Zu beziehen nur durch Spezial-Ersatz für naturgemäße Lebens- und Heilweise Kneipp-Haus, Rheinstraße 59. Tel. 3240. 7348

Viele 1000^{er} im Gebrauch!

Nach Urteilen ärztlicher Autoritäten zeichnen sich die **Sanitas Monats-Binden** im Gebrauch durch radellos guten Sitz, sowie bequemes Tragen aus. Preis das Dtz. Mk. 1.— bei 6 Dtz. porto- und spesenfrei. Verstellbare Gürtel dazu Stück Mk. 1.—. Probebinde zur gef. Prüfung kostenfrei!

Carl Claes, Versandt. Wiesbaden. Abthlg. Bahnhofstr. 10.

Zahn-Atelier
Frau C. Dietz, Wwe.
8, Part. Adolfstrasse 8, Part. 8143
Spezialität: Gold- u. Silberfüllungen.
Künstliche Zähne ohne Platte, Kronen- u. Brückenarbeiten.

Wilh. Sauerborn, Handelslehrer,
4 Wörthstraße 4.
Gewissenhafte Ausbildung von Herren u. Damen zu perfekten Buchhaltern u. Buchhalterinnen.
Nur gediegener Einzel-Unterricht. Höchster Honorar.
Keine Vorauszahlung.
Vorzügliche Erfolge bei zahlreichen Damen und Herren, die nach erfolgter Ausbildung gute und sehr gute Stellen erhalten.
8529

Killian's Mützen
mit diesem Stempel.
sind die besten.
9045

Eine ganz hervorragende Auswahl bester und haltbarster Qualitäten

Trikothemden

finden Sie in allen Größen und Weiten zu billigen festen Preisen in dem

Strumpfwaren- u. Trikotagenhaus
7854 von

L. Schwenck, Mühlgrasse 13.

Möbel-Halle!
Friedrichstraße 13.

In verkaufen: Küch. in Eichen u. Nuss, Spiegelst., Küchenschränke, Verstellbare Salon-Schränke, compl. Betten, Waschkommoden, Nachttische, Garnituren, einzelne Sophas, Ottomane, Herren- und Damen-Schreibische, Ausziehtische in Eichen u. Nuss, 12 Stühle, Kleiderschränke, große Spiegel mit Trumeaux, Küchenschränke, Tische u. alle Sorten Stühle, compl. Schlafzimmer, Speisezimmer u. Ferner verschiedene Geldschränke, vorzügl. schwarz. Piano und 1 kleine Salon-Einrichtung.

NB. Die Ausverkaufspreise bleiben noch bis zum 20. April bestehen und werden Möbel, die längere Zeit auf Lager, mit 10—20 % pSt. Rabatt abgegeben.

Sämtliche zum Verkauf offerirte Waaren sind nur best. Fabricate, worauf ich besonders zu achten bitte!

D. Levitta, Möbel-Halle,
Friedrichstraße 13. Tel. 2867.

Hosenträger

träger empfiehlt zu billigen Preisen

Langgasse 17. Gg. Schmitt, Langgasse 17.

Brennholz

leicht beschliffen und angefeuchtet, per Stück 1, 2 u. 3 Pfg. bei

Orangen! J. Hornung & Co., Hafnerg. 3.

Kolonial-Kakao

Kamerun-Mischung
leicht löslich und sehr kräftig

1/2 Ko. 2.80, 1/4 Ko. 2.60

C. Acker nachfolger
E. Hees jr.
Wiesbaden, Gr. Burgstraße 16.

Männerturnverein.

Sonntag, den 23. April (1. Osterfesttag):
„Frühjahrs-Turnfahrt“.

Abfahrt 8.25 Vorm. Hess. Ludwigsbahn, nach Eppheim. (Rundfahrkarte Wiesb.—Eppheim—Soden—Höchst—Wiesbaden, 1.80). Von Eppheim Markt über Königstein—Gronberg—Eichborn—Niedelheim—Wiedersheim (Zurück in Wiesb.) 2. Feiertag: Familienausflug nach Raumbühl (Mitglied Winter). Abfahrt 2.23 Uhr — Chausseebau. 190

Der Vorstand.

Unterricht für Damen und Herren.

Lehrfächer: Schönschrift, Buchführung (einf., doppelte u. amerikan.), Correspondenz, Kaufmann, Rechnen (Proz., Zinsen u. Conto-Corrent, Rechnen), Buchhalter, Rentenfunde, Stenographie, Maschinenschreiben, gründliche Ausbildung, Rascher und sicherer Erfolg. Tages- und Abend-Kurse.

NB. Neueinrichtung von Geschäftsbüchern, unter Berücksichtigung der Steuer-Geldheimschätzung, werden direkt angeschafft.

Heinr. Leicher, Kaufmann, langj. Fachlehr. a. groß. Lehr-Institut
Wilhelmsplatz 1a. Vertretung u. II. St.

Möbel u. Betten
gut und billig, auch Zahlungserleichterungen zu haben
907 **A. Leicher, Adelstraße 46.**



Nr. 94.

Donnerstag, den 20. April 1905.

20. Jahrgang

Theuer erkauf.

Roman von Ida von Conring.

Vorlesung.

Nachdruck verboten.

Als das Gefährt sich in Bewegung setzte, athmete Arnold erleichtert auf, verabschiedete sich sehr kühl von Meiner, der mit abgezogenem Hute am Wagenschlag gestanden, und wandte sich zum Gehen. „Was für ein Rader! Der arme Richard wird noch etwas an ihr erleben; nicht um die Schätze beider Indien möchte ich Frau Meta geheirathet haben!“ Und mit einer Regung inniger Zärtlichkeit flogen seine Gedanken heimwärts, zu Weib und Kind, deren liebe Nähe er dieser blonden Thürin soeben hatte opfern müssen.

Ulla hatte dem köstlichen Wetter auch nicht widerstanden. Sie fuhr Frisichen im Vorgarten des Hauses in seinem hübschen Kinderwagen langsam auf und nieder. Der kleine Junge schlief nicht — er schaute mit großen Augen umher, lachte, wenn Mutter, wie sie es alle Augenblicke that, in sein weiches Nestchen hinein schaute und griff mit den runden Händchen nach ihrem hingehaltenen Finger. Sie war doch recht zart und blaß seit seiner Geburt — das Nähren des großen starken Kindes griff sie an — ihre Frühlingsjade warf kalten, so weit war sie geworden, und unter dem breiten Rand des Hütehens blickten die größer gewordenen Augen aus einem recht weißen Gesichtchen hervor. Ullas Seele war so voller Sonnenschein wie der Himmel dieses Tages. Sie hatte gute Nachrichten von den lieben alten Eltern bekommen, ihr Kindchen lag rosig und gesund da, und Arnold mußte jeden Moment kommen. Sie spähte eifrig nach ihm aus jedes Mal, wenn das scharfe Signal der elektrischen Bahn einen nahen Wagen ankündigte, klopfte ihr Herz, und sie ließ die Gasse, um welche seine geliebte Gestalt biegen mußte, nicht aus den Augen. Im Garten zeigten sich schon an geschützten Stellen einige Blätterknospen, die schüchtern aus der weißen Hülle spähten. Unter einem Busch fand Ulla sogar ein ganzes Nest von Schneeglöckchen, deren zierliche, duftlose Kelche im leichten Winde schaukelten und sich der Sonne entgegenreckten. Ulla stand im Begriff, die kleinen Blumen zu pflücken — besann sich aber. Nein, nicht die Erstlinge, dachte sie, es wäre schade darum, nur ein einziges für Arnold will ich nehmen, damit er doch sieht, daß der Frühling gekommen ist.

Ein Wagen fuhr am Nebenhause vor der alte Herr, der mühsam herauskletterte, war der Kommerzienrath Freiling — der Freund ihres Vaters. Er kam, wie jeden Tag von der Börse. Ulla erschrad, konnte es schon so spät sein? Der alte Herr kam langsam mit schweren Schritten näher; er konnte es nicht übers Herz bringen, an Ullas Baby vorbei zu gehen.

„Ein bißchen gehört er mir auch“, meinte er immer, „denn ich habe seine Mama auf dem Arm getragen, als sie nicht größer war, wie der kleine Schlingel da.“ Besonders seitdem der Konsul verreist war, kam der alte Freiling häufig zu Ulla, wie er sagte, Vaterstelle an ihr zu vertreten. Er erzählte die neuesten Börsenwitze und gelegentlich einen kleinen Skandal, den er in zierlichster Art wiederzugeben wußte und hielt sie so mit Allem was in der Stadt passirte, auf dem Laufenden. Denn Ulla kam weniger als je aus ihren vier Wänden. Nun mußte Frisichen alle seine Kunststücke zum Besten geben; es waren nicht viele, und der Kommerzienrath schloß die Vorstellung damit, daß er

den silbernen Griff seines Stodes in der Sonne blitzen ließ, bis der Kleine blinzeln die Augen zu kniff.

Das Mädchen kam soeben vom Hause her. „Ich konnte gnädige Frau nicht finden“, entschuldigte sie sich. „Der Herr hat schon vor einer Weile telefonirt, daß er beschäftigt sei und nicht zum Frühstück kommen könne.“

„Das ist aber ein Schwerenöther“, lachte der Kommerzienrath harmlos, als sich das Mädchen entfernt hatte. „Reite Geschäfte sind das. Ihr Gebieter liebe Ulla, sah mit der schönen Schwägerin im Wiener Café am Fenster, als ich da vorbeifuhr und dachte nicht ans Heimgehen. Den müssen Sie kürzer halten, kleine Frau! Wie geht es denn Richard — der soll ja in Saus und Braus leben?“

„Ich sehe ihn sehr selten“, sagte Ulla.

„Und früher waren Sie beide unzertrennlich. Das ist nun leider einmal der Lauf der Welt; ein Sohn, der heirathet, geht seiner Familie verloren. Das werden Sie mit dem Frisichen da auch noch erleben. Gehen Sie jetzt aber zum Frühstück Ulla, wenn der Ungetreue doch nicht kommt! Sie sehen vor Hunger schon ganz blaß aus. Gott befohlen, Mutter und Kind!“

Langsam, gesenkten Hauptes schob Ulla den Wagen vor sich her und trat ins Haus. Wie ein grauer Schatten war es über ihre helle Fröhlichkeit gefallen. Aber sie wollte keine bitteren Gefühle in sich groß werden lassen. Mit Energie unterdrückte sie den Born darüber, daß Arnold sie um Metas willen vernachlässigen mochte, und trat ihm, als er heimkam, mit freundlichem Gesicht entgegen. Er würde ja das Zusammentreffen erklären und ihr davon erzählen. Aber Arnold schwieg.

Arnold hatte nicht vergessen, daß Ulla ihm schon einmal Metas wegen gezürnt, daß sie innerlich heftig gegen ihre Schwägerin in erboht war, und er hielt es für klüger, nicht neues Del in die Flamme zu gießen. Daß Ulla wirklich eifersüchtig auf Meta sein könnte, hielt er für undenkbar — vielleicht, weil erüberzeugt davon war, daß die schöne Frau seine Ruhe nie gefährlich werden würde. Sie war absolut nicht sein Genre, daß alle ihre Mittheilungen an ihm wirkungslos abprallten. So erwähnte er nichts von der Begegnung mit Meta, sagte nur, daß er Richard flüchtig gesehen und gab eine ausweichende Antwort, als Ulla fragte, weshalb er nicht zum Frühstück gekommen sei. Sie hoffte ja immer noch, der alte Freiling könne sich geirrt haben.

Zwei Tage später, als das Ehepaar beim Kaffee saß, brachte das Mädchen die eingelaufene Morgenpost. Ulla fortirte sie und reichte Arnold stumm einen an ihn adressirten, stark partiimierten Brief. Das Schreiben zeigte Metas kriechliche Handschrift auf strohgelbem Papier mit zollhohem buntem Monogramm. Arnold las die wenigen Zeilen, erröthete ein wenig und sagte unsicher: „Ich möchte Dir gerne etwas davon sagen, Ulla, aber Meta bitet mich, es nicht zu thun.“

„Du bist mir durchaus keine Rechenschaft schuldig, Arnold!“ antwortete sie kühl. „Ich darf Dich dann heute wohl nicht so bald zurückerwarten?“

„Etwas später wird es wohl werden.“

Er hielt erstaunt inne, denn Ulla griff, jene Worte absichtlich überhörend, nach ihrer Zeitung und las, mit gerötheten

Wangen, die Annoncen der vierten Seite, die ihr ein so leidenschaftliches Interesse abzuwingen schienen, daß sie kaum davon aufblicken mochte, als Arnold sich niederbeugte, um ihr den gewohnten Abschiedskuß zu geben.

Ulla war viel zu vornehm, um ihrem Gatten eine Szene zu machen oder ihm gar nachzuspüren — daß er ihr aber etwas verschwiegen, beleidigte sie tödtlich. Er hätte sie durch nichts auf Erden tiefer fränken können, als durch ein Geheimniß, das er mit Meta theilte. Wie überaus harmlos die ganze Sache war, ahnte sie ja nicht, denn ihr schien Metas Zauber so unwiderstehlich, daß sie es nicht für denkbar hielt, ein Mann könne sich ihm entziehen. Die alte Erfahrung, daß keine Frau im Stande ist sich in die Gefühle eines Mannes, und ~~wäre~~ ^{war} die des Gatten, hineinzuworfen, bewahrheitete sich auch hier einmal wieder. Ulla beurtheilte alle Männer nach dem, den sie am besten kannte, und was Meta aus ihm machte, hatte sie ja tagtäglich vor Augen.

Ulla ward immer kühler und unnahbarer gegen Arnold, so daß er, der sich nichts vorzuwerfen wußte, sich verletzt zurückzog und Ullas „Launen“ seinerseits durch ablehnendes Wesen erwiderte. Es lag zwischen den Gatten eine Schranke, wie von leichten Schneeflocken gebildet, die aber nach und nach zu eisiger trennender Mauer wurde, zu deren Beseitigung es eines Sturmes bedarf, der zerstörend wirken kann.

8.

Der Abend senkte sich herab — das Frühlingswetter hatte nur trügerische Hoffnungen wachgerufen, ohne sie zu erfüllen. Heute brauste schon wieder der Sturm über die Stadt dahin, riß Zweige von den Alleebäumen und klapperte mit den Scheiben der Gaslaternen, daß das Licht darin sich ängstlich flackernd duckte. Der Wind staute das trübe Wasser des Elbstromes auf, die Fluth stieg an und immer häufiger dröhnten die Warnungsschiffe der Kanone vom Stintfang herab. Es war eine schlimme Nacht in Aussicht für Alle, die an der Wasserante wohnten. An der Alster konnte der Nordwest allerdings nicht so seine volle Kraft entfalten, wie am baumlosen Elbufer, doch heulte er unheimlich in den Alleen, die die Moorweide umgaben so daß die Linden prasselnd und rauschend ihre blattlosen Äste zusammenschlugen, wie gegen den Himmel gerungene Arme. Der Regen kam in heimtückischen Güssen — gerade dann, wenn der ermüdete Wanderer den Schirm zusammenklappte, um sehnüchlich nach einem freundlichen Sterne auszuspähen, der etwas zwischen den dunklen Wolken hervorlugen möchte, rauschte es von Neuem hernieder, daß man meinte, die Schleusen da oben hätten sich geöffnet, um noch in dieser Nacht die alte Hansestadt mit Allem, was sie Gutes und Böses in sich barg, kläglich zu eräufen. Die Pfützen aber, in die man überall hineintappte, denn die Väter der Stadt sind sparsam mit Laternen — holten von unten nach, was der Regen von oben etwa versäumt hatte.

Richard kam in diesem unwirthlichen Wetter im Hause seiner Schwester an. Er warf den nassen Mantel auf einen Stuhl im Vorplatz und schwenkte den Hut, daß die hellen Tropfen davonsprühten. Dann öffnete er die Thür zu Ullas großem Wohnzimmer. Da war es hell und warm — ein Kontrast gegen das böse Wetter draußen, der den Mann wohlthuend berührte.

Arnold und John Fowler, der längst Hausfreund bei Althofs geworden war — seine treue Seele litt lieber tägliche Qualen beim Anblick verlorenen Glückes, als daß er ohne Ulla gelebt beim Anblick verlorenen Glückes, als daß er ohne Ulla gelebt bekommen, niedrigen Sessel neben den Herren. Die roth verhängte Säulenlampe auf dem Theetische warf zarten Rosenschimmer über ihr sanftes, blasses Gesicht, als sie jetzt den Kopf in die Hand gestützt, mit leichtgeöffneten Lippen, athemlos einem Zug ihres Gatten zusah, der voraussichtlich die Parthie entscheiden mußte.

Nicht einmal ein so scharfer Beobachter wie John vermochte die bange Noth um das Glück ihrer Ehe in Ullas ruhigen Zügen zu lesen — sie hatte längst gelernt, wie man solche Schatten ins tiefste Herz verbannt — viel weniger sah Richard die feinen Linien um Mund und Augen, die von schlaflosen Nächten erzählten — ihm schien es wie Heimathsfrieden über der kleinen Gruppe zu ruhen —, so daß er, der ungesehen eingetreten war, einen Moment zögerte, die Drei aufzustören.

Dann aber trat Richard näher, küßte Ulla, die ihm mit einem Freudenruf entgegenkam, zärtlich und wiederholt, lehnte aber den Stuhl, den Arnold ihm hinschob ab. Auf Ullas liebevollen Ausruf: „Wie lange warst Du nicht da, sei tausendmal willkommen“, erwiderte er hastig, überstürzt, wie das jetzt so seine Art war: „Ich kann nicht bleiben liebste Schwester — im Gegentheil, Dich wollte ich gerne mit mir nehmen. Willst Du mit das Opfer bringen? Mein Schwiegervater ist plötzlich gestorben — da möchte ich, daß Du nach unserer kleinen Schwester, wenn Meta nach Hause fahren muß.“

„Wie traurig“, rief Ulla. „Der gute alte Herr wird Dir und uns Allen fehlen. Die arme Meta! Weiß sie denn schon von ihrem Verlust?“

„Nein, ich bekam soeben die Nachricht ins Kontor. Unser Telephon im Hause scheint wieder nicht in Ordnung zu sein. Gib mir etwas heißen Thee, Ulla, während Du Dich ankleidest; es ist sehr kalt draußen. Und dann beeile Dich, bitte, ich bin sehr in Eile. Heute ist ja das Kostümfest, und ich fürchte, Meta wird schon bei der Toilette sein.“

Ulla mischte mit flinken Händen ein Glas Thee, eilte davon und war nach wenigen Minuten zurück. Sie trug einen großen Mantel und ein fest um den Kopf geschlungenes Spitzentuch.

„Frühen schläfst, Arnold“, ihrem Gatten die Stirn zum Kusse reichend, „sei nicht unruhig um mich, wenn ich etwas später heimkomme! Vielleicht bringe ich Anni und ihre Minna hierher. Bestelle mir, bitte, auf alle Fälle einen Wagen. Unsere Mädchen wissen Bescheid; Du hast nicht nöthig, für irgend etwas zu sorgen. John, Sie bleiben doch, bis ich zurück bin, und leisten meinem Manne Gesellschaft? Kommt, Richard, jetzt bin ich bereit.“

Die Geschwister schritten Arm in Arm, vom brausenenden Winde getrieben, vorwärts — sie hatten nur eine kurze Strecke zurückzulegen. Die große Villa lag fast dunkel da. Im Flur brannte nur eine Flamme, als Richard die schwere Hausthür aufstieß und Ulla eintreten ließ.

„Komm nur gleich mit mir herauf!“ sagte er. „Natürlich ist wieder keiner von den Diensthofen zur Stelle. Ich vermute, daß Meta in ihrem Ankleidezimmer sein wird.“

Als Richard hineinschaute, war auch dieser Raum leer. Am Spiegel brannten die hohen Wachskerzen, das elektrische Licht strahlte mit Tageshelle vom Plafond herab — auf dem Fußboden, den Stühlen und Tischen lag ein bunter Wirrwarr von Kleidungsstücken, Schmucksachen, Spizen und Fächern verstreut. Die Geschwister sahen einander an.

„Um Gotteswillen, Meta wird doch nicht schon fort sein?“ fragte Ulla leise, bestimmt. Sie wandte sich, ohne eine Antwort abzuwarten, dem Kinderzimmer zu, aus dem ein schwaches, klägliches Geschrei herüberklang. Der Klang schrillte durch das wie ausgestorbene Haus.

Nach einer Weile ward die Kammerjungfer auf der oberen Treppe sichtbar. Sie erschrocken heftig, als sie Richard erblickte, und kam schnell herab.

„Wo ist meine Frau, Bertha?“

„Die gnädige Frau ist fort — zum Kostümfest, schon seit einer Stunde, Herr Pfeiffer! Frau Beder schickt und ließ bitten, gnädige Frau möchte sich etwas zeitiger einfinden, weil die Quadrille noch einmal probirt werden sollte. Gnädige Frau läßt den Herrn bitten, so schnell wie möglich nachzukommen, sie würde den Wagen gleich zurückschicken. Gnädige Frau hat es hier auch noch aufgeschrieben.“

Sie suchte in der Tasche und reichte Richard ein offenes Briefchen, das er rasch überflog. Er erblaute und sah das Mädchen unsicher an.

„Diesen Brief sollten Sie mir geben, Bertha? Das ist wohl ein Irrthum!“

„Ach, ja, gewiß. Ich habe mich versehen. Hier ist der richtige Zettel. Diesen hat die gnädige Frau gegen Abend bekommen und fortgeworfen, ich dachte —“

Richard antwortete nicht. Sein Blick suchte Ulla, und als er sie nicht an seiner Seite fand, folgte er dem Ton ihrer tiefen, vollen Stimme.

Im Kinderzimmer sah Ulla auf einem niedrigen Stuhl und hielt Richards Töchterchen auf den Knien. Es sah unwohllich in dem großen Raume aus. Das Feuer schien längst erloschen zu sein, der Wind hatte einen schlecht befestigten Fensterflügel aufgestoßen, und als Ulla eintrat, lag das Kindchen da, dem eindringenden eisigen Luftstrom schutzlos preisgegeben. Ulla nahm Klein-Anni auf den Schooß und hüllte sie warm ein, so daß das klägliche Geschrei allmählich verstummte und einige Farbe auf die blassen, schmalen Wädden zurückkehrte. Das Kind schlug seine großen Augen mit jenem seltsam ernsten Blick auf, wie ihn nur vernachlässigte kleine Geschöpfe haben, denen der Sonnenschein echter Mutterliebe fehlt. Es lag etwas Anklagendes in diesem Blick — etwas, was Ulla die Thränen nahe brachte, waren es doch Richards große braune Augen, die aus dem weißen Gesichtchen zu ihr emporstauten.

Und Ulla fuhr zusammen, als Richard selbst jetzt neben ihr stand — so verstört sah er aus. Zuerst suchte sie den Grund seiner Erregtheit in Metas Abwesenheit.

(Fortsetzung folgt.)

Der Humorist



Freibellage zum «Wiesbadener General-Anzeiger».



Nr. 15.

Donnerstag, den 20. April 1905.

20. Jahrgang.

«In senectute juvenus.»*)

Und ist mir auch des Alters Schnee
Ins dunkelbraune Haar gekommen,
Mein Lebensschiff auf stürmischer See
Dem Ziele nahe schon geschwommen. —

Noch ist das Aug' mir klar und rein,
Das Herz mir frisch und jung geblieben.
Ich sitze gern beim Glase Wein.
Ich schwärme noch für Lieb und Lieben.

Stoßt an! Es gilt dem deutschen Rhein,
Den wir erkaufte mit deutschen Dieben.
Ich sitze gern beim Glase Wein,
Ich schwärme noch für Lieb und Lieben.

Seh' dich zu mir, du schmuckes Kind,
Und sei vor grauem Haar nicht bange.
Wie Rosen küßt der Abendwind,
Streift dir mein Kuß die glüh'nde Wange.

Es glimmt der letzte Sonnenschein,
Nicht hab ich Zeit, noch aufzuschieben:
Ich sitze gern beim Glase Wein,
Ich schwärme noch für Lieb und Lieben.

Eine Wunderkur.

Humoreske von Albert Guntmann.

(Nachdruck verboten.)

Fräulein Fanny Knittel sollte in einem Pfarrhause untergebracht werden. Nicht mit ihrem freien Willen, denn man bezweckte mit diesem Aufenthalt nichts weiter, als ihr ein allzuwarmes Gefühl für einen Postassistenten aus ihrem siebenjährigen Herzen zu reißen.

Der Postassistent hatte einen nicht allzu schneidigen Schnurrbart und 300 Kronen jährliches Gehalt und Fräulein Fanny hatte sich auf das heftigste in diese Reize verliebt.

Doch ihr Vater, der in einer größeren Provinzstadt einen Holzhandel betrieb, hatte für die postalischen Vorzüge nicht den geringsten Sinn. Er hatte dem Assistenten kurz und gut verboten, die Nähe noch einmal über die Schwelle des Hauses zu setzen, und Fräulein Fanny vierzehn Tage Stubenarrest bittete. Doch nichts half. Fräulein Fanny ging mit Selbstmordgedanken um, während der Assistent täglich lyrische Gedichte auf dem Bureau schrieb.

So hatte Herr Knittel dann nach einem ruhigen Landaufenthalte für ein junges Mädchen in einem Pfarrhause anzufragen. Pastor Sandby in Mersev hatte sich gemeldet und sein Anerbieten war nach einiger Prüfung angenommen worden. Man hatte sich darüber geeinigt, Fräulein Fanny sollte von Frau Sandby die Wirtschaft lernen, und gleichzeitig sollte der Pfarrer versuchen, ihren Sinn auf bessere Gedanken zu lenken.

Eines schönen Tages hielt sie denn auch ihren Einzug in Mersev. Pastor Sandby hatte sie mit der Kalesche von der Station abholen lassen, und als sie in das Pfarrhaus ein-

fuhr, stand er selbst, seine Frau, seine beiden erwachsenen Töchter und seine drei Jungen an der Tür, um sie zu empfangen.

Fräulein Fanny war eine etwas affektierte und sehr bleichsüchtige junge Dame. Ihre Nase sah wie eine kleine abgeschnittene Ruß in dem schmalen, etwas sommersprossigen Gesicht, und wenn sie sich bewegte, sah sie aus, als wenn sie in der Mitte umknicken wollte. Pastor Sandby ergriff ihre dünne, schlaffe Hand mit seinen beiden Händen, die stark, fleischig und sonnenverbrannt waren.

„Willkommen, liebes Fräulein!“ sagte er, „und mögen Sie sich im Pfarrhause zu Mersev recht behaglich fühlen. Jetzt werden wir Ihnen zunächst ein Paar rote Baden und etwas Fleisch auf den Körper schaffen; dann — sollen Sie sehen, kommt auch der Humor!“

Kurz darauf saß das junge Mädchen in dem Esszimmer. Es gab warme Bratwurst, Johannisbeerrum und Tee mit Brottorte. Fräulein Fanny konnte die fette Bratwurst nicht herunterbekommen und fand den Johannisbeerrum zu stark. Sie verbrühte sich an dem warmen Tee und kämpfte vergebens mit einem mächtigen Stück Brottorte, das ihr Frau Sandby auf den Teller gelegt hatte. Und mitten in der Mahlzeit brach sie in ein schluchzendes Kinderweinen aus.

„Aber, aber, Kindchen!“ sagte die Pastorin und legte ihr den Arm um die Taille. „Sie sind müde von der Reise. Sie sind nervös; jetzt werde ich Ihnen Ihr Zimmer zeigen; heute abend gehen Sie frühzeitig zu Bett und morgen machen wir uns dann ernsthaft an die Arbeit!“

Am nächsten Morgen ging es los. Fräulein Fanny wurde in der Küche untergebracht und mit einer mächtigen Küchenschürze ausgerüstet. Sie ließ sie sich willenlos umbinden. Ueberhaupt richtete sie sich mit schlaffer Gleichgültigkeit nach allem, was man ihr sagte. Sie selbst schien nicht die geringste Meinung zu haben.

Doch ihr Debut im Haushalt war nicht unbedingt vielversprechend. Sie verbrühte sich in der eigentümlichsten Weise ihre Finger, zerbrach mehrere Teller und ließ einen Topf mit Grütze anbrennen, mit dessen Ausficht man sie betraut hatte. Diese Resultate bewirkten, daß sie zu weinen anfing. Die dicken Tränen vermischten sich mit dem Wasser, in dem die Kartoffeln gekocht wurden.

Am Mittagstisch war die Stimmung etwas gedrückt, und der eine der Jungen bekam eine väterliche Ohrfeige, weil er an der Tischdecke zerrte. Fräulein Fanny saß da, die Augen steif auf ihren Teller gerichtet.

„Wir haben uns eine große Verantwortung übernommen, Marie,“ sagte der Pastor zu seiner Frau, „als sie nach dem Essen auf dem Sofa der Wohnstube unter den Bildern von Luther und Melancthon saßen, eine große Verantwortung; das läßt sich nicht leugnen.“

Die Pastorin sagte nichts, sah aber ebenso wie ihr Mann von der Verantwortung sehr gedrückt aus.

„Aber sie bezahlt ja gut, das kann man nicht leugnen. Und im Grunde sollen wir sie ja nur zum Vergessen bringen. Das kann wohl nicht so schwer halten; dieser Postassistent muß doch eine sehr schlimme Persönlichkeit sein.“

„Weshalb glaubst Du das eigentlich, Sandby?“

„Ach, ich meine eigentlich nur, daß ihre Familie sonst nicht so viel gegen die Partie haben könnte.“

„Na ja!“

„Ja, weißt Du was? Ein Grund muß doch dabei im Spiel sein, sonst hätte ich keine Lust... aber laß es uns eine Weile mit ansehen; sie kommt noch auf bessere Gedanken.“

*) Aus der Ausgabe von Silbebrand's Gedichten, veranstaltet von der Sängerkunstgesellschaft zum zwanzigsten Sängerkongress des Norddeutschen Sängerbundes, abgehalten in Baltimore.

Während dessen saß Fräulein Fanny auf ihrem Zimmer und schrieb an den Postassistenten. Einen ungeheuren Brief schrieb sie, acht lange Seiten voll ängstlicher, haltloser Buchstaben, die wie erschrockene Vögel ineinander zusammenfrohen. Als der Brief fertig war, legte sie ihn in ein Kuvert, schrieb die Adresse darauf und ließ eine Träne auf des Postassistenten Namen fallen, so daß ein paar Buchstaben ausliefen. Darauf ging sie hinaus, um einen Briefkasten zu suchen.

Doch einen solchen Gegenstand gab es im Dorfe nicht. Der Briefkasten, der einmal dagewesen war, war längst zum Vogelbauer umgewandelt worden. Die Briefe aus dem Pfarrhause pflegten in des Pfarrers Zimmer gelegt zu werden. Dort kam der Postbote hinein und holte sie sich.

Doch Fräulein Fanny wollte ihren Brief nicht dem Pastor in die Hände geben. Sie stellte sich am Postor auf, um die Ankunft des Postboten abzulauern, dann wollte sie ihm persönlich den Brief geben.

Es war Sonnabend und Pastor Sandby mußte an seine Predigt für den nächsten Tag denken. Er schrieb seine Predigten niemals auf, sondern saß nur einige Stunden in seinem Studierzimmer, von dichten Rauchwolken umgeben und in sich selbst vertieft. Dann wurde das Wort am lebendigsten. Darum war das Haus am Sonnabend in kleinen Belagerungszustand erklärt. Man ging leise und sprach mit flüsternder Stimme, als wenn jemand krank lag. Die Fräuleins rührten das Klavier nicht an, auf dem sie sonst jahraus, jahrein jeden Abend Mendelssohns „Lieder ohne Worte“, den „Hochzeitsmarsch“ aus dem Sommernachts- Traum“ und den „kreuzfidelten Kupferschmied“ spielten. Die Jungen wurden aufs Feld hinausgeschickt, ohne daß man berücksichtigte, daß sie mit stark habarierten Kleidern von dort zurückzukommen pflegten.

Auch an diesem Sonnabend saß Pastor Sandby im Studierzimmer und dachte nach. Doch plötzlich fiel sein Blick auf den Hof hinaus, wo Fräulein Fanny mit ihrem Brief stand und auf die Post wartete.

Sein erster Gedanke war, dieser Brief dürfe nicht abgesandt werden. Jedenfalls erwartete Herr Knittel jetzt von ihm, daß er hinausging und Fräulein Fanny verbot, ihn der Post zu übergeben. Ja, gerade herausgesagt, es war eine Art Vertrauensbruch, wenn er es nicht tat.

Doch auf der anderen Seite war dieser Punkt nicht ausdrücklich besprochen worden, als man Fräulein Fanny im Pfarrhause in Kost gegeben hatte.

Ein Umstand hielt den Pastor außerdem zurück, hinauszugehen und seine Autorität geltend zu machen. Es lag ihm nichts daran, einen solchen Wächter- und Spiondienst zu verrichten. Und unwillkürlich mußte er an die acht Jahre denken, die er selbst mit seiner jetzigen Frau verlobt gewesen war. Er war damals Hauslehrer auf dem Lande und wartete allwöchentlich an zwei bestimmten Tagen auf Briefe. An solchen Tagen pflegte er auf die Landstraße hinaus dem Postboten entgegenzugehen, den er schon in weiter Entfernung erkannte. Hielt er dann den Brief in der Hand, so war es ihm, als stände er am Eingange eines schöneren und besseren Landes, als das, worin er täglich leben mußte. Er brauchte nur aufzuschließen, um sich darin zu befinden. Doch er geizte mit seinem Genuße und ging bis nach Hause, ohne den Brief zu öffnen. Dort las er ihn in kleinen, ganz kleinen Abschnitten, bis er zum Nachmittage das Ganze genossen hatte und wieder ein paar Tage ohne Brief leben mußte.

(Schluß folgt.)



Er muß es wissen. Lehmann: „Haben Sie eine Ahnung, lieber Freund, was das heißt, um Geld gedrängt zu werden?“ Schulze: „Lieber Herr Lehmann, ich bin schon zehn Jahre verheiratet.“

Im Eifer. „Ungezogener Bengel“, sagte der Vater und nahm sein unfolgsames Söhnchen bei den Haaren. „Ich werde Dir zeigen, wie Du Deine Mütter zu behandeln hast.“ Dabei gab er ihm einige schallende Ohrfeigen und schüttelte ihn an den Haaren, bis ganze Büschel davon ausfielen. Cit Bits.

Die Nacht. Frau Lehmann: „Es war vorigen Sonntag, als Dranns uns einen Besuch machten, nicht wahr?“ Herr Lehmann: „Ich glaube. Warum fragst Du?“ Frau Lehmann: „Meinst Du nicht, es wäre Zeit, daß wir uns rächen?“

Die Ansicht des Vaters. Junger Mann: „Für was hält mich Dein Vater denn eigentlich, daß er gegen unsere Verbindung ist.“

Junger Mädchen (eine Träne zerküßend): „Für gar nichts hält er Dich. Deshalb ist er dagegen.“

Falsch verstanden. Herr Stahlkopf: „Ich wollte Sie um die Hand Ihrer Tochter bitten, Herr Merzweiler.“

Herr Merzweiler: „Das kann jeder sagen. Wie ist denn Ihre finanzielle Lage. Bestehen Sie Geld?“

Herr Stahlkopf: „Sie haben mich wohl mißverstanden, Herr Merzweiler. Ich habe nicht gesagt, daß ich beabsichtige, Ihre Tochter zu kaufen.“ Cit Bits.



Ah so!

A.: „Herrberg hat mir vorhin gesagt, sein hölzernes Bein hätte ihm gestern sehr weh gethan.“

B.: „Wie ist denn das möglich?“

A.: „Seine Frau hat ihn damit geschlagen.“

Aha!

A.: „Haben Sie schon von Treuherz gehört? Er angelte neulich und eine Stunde später sah man an der Stelle, wo er gestanden hatte, seinen Hut auf dem Wasser schwimmen.“

B.: „Allmächtiger! Und wo war Treuherz?“

A.: „Er versuchte, den Hut mit seiner Angelruthe herauszufischen.“

Ihm ist nicht zu helfen.

Ausländer (zu seinem Freunde auf der Promenade): „Grüßte der mir?“

Freund (immer verbessernd): „Mich!“

Ausländer: „Ihnen?“

Freund: „Sie!“

Ausländer: „Also doch mir.“

Verfälschung.

Zollbeamter: „Haben Sie in diesem Koffer etwas zum Verzollen?“

Gauner (der den Koffer soeben erst gestohlen hat): „Das weiß ich selbst noch nicht!“

Gegenbeweis.

„Sie sollen der Frau Zollinspektor viel Schlechtes nachgesagt haben?“

„Aber ich bitte Sie: mit der bin ich ja gar nicht befreundet.“

Vexierbild.



Wo ist der Räuber?

Notationsdruck und Verlag der Wiesbadener Verlags-Anstalt Emil Bonmert in Wiesbaden. Verantwortlich für die Redaktion: Chefredakteur Morik Schäfer, Wiesbaden.



* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 91.

Freitag, den 25. April 1905.

20. Jahrgang

Theuer erkaufte.

Roman von Ida von Conring.

Nachdruck verboten.

Fortsetzung.

„Es ist trostlos“, sagte sie weich, „daß die Arme den Tod ihres Vaters auf dem Rasenball erfahren muß. Du wirst doch gleich hinfahren, um sie abzuholen, Richard?“

„Hat sie das gelesen oder nicht die Person?“ stieß er hervor und rückte Ulla das Briefblatt in die Hand. Es enthielt nur wenige Zeilen, aber Ulla ward es kalt ums Herz, als sie es durchflog.

„Liebe Tochter! Vater geht es sehr schlecht, der Doktor sagte, es ist bald zu Ende; er sehnt sich sehr nach seinem Kinde. Komm doch gleich mit! Ich habe nun schon zweimal geschrieben, aber Du läßt uns lange warten. Deine Mutter.“

„Richard, Richard“, rief Ulla, „das ist ja fast über Menschen glauben! Hat sie denn in ihrer wahnsinnigen Eitelkeit jedes Gefühl verloren? Der eigene Vater ruft sie an sein Sterbebett, und sie geht zum Ball!“ Ihre Gedanken flogen einen Augenblick in die Ferne, zu dem eigenen alten Vater, der am sonnigen, südlichen Meer, fern von ihr, weilte, und der Gedanke war wie ein Gebet für ein geliebtes Haupt. Dann aber sah sie zu dem Kinde in ihrem Schooße nieder, das noch immer zu ihr aufschaute, und dieser Blick stimmte sie milder: „Arme Meta, ihre Schönheit ist ihr zur Klippe geworden!“

„Und der Reichtum hat ihr nicht gut getan, Ulla! Hätte Meta in bescheidenen Verhältnissen bleiben können, an der Seite eines ernsten, strengen Mannes — es wäre wohl manches anders gekommen. Ich bin ja niemals ein energischer Mensch gewesen, daß ich aber meinen Willen in solchem Grade in eines Weibes Gewalt geben konnte, hätte ich doch nicht für denkbar gehalten. Ich weiß auch nicht, ob Du mich verstehen wirst, wenn ich versuche, es Dir zu erklären. Sieh, wenn ich Meta einmal einen Wunsch versage, spricht sie Tage lang kein Wort mit mir. Sie verharret in trotzigem Schweigen, ob wir allein sind oder nicht. Sie hat keinen Blick für mich, keine Liebkosung, und damit zwingt sie mich zu Allem. So opfere ich Meta nach und nach Alles: Vermögen, meine Stellung in der Welt. Ja selbst das, was mir so theuer ist, Eure Liebe und Eure Achtung.“

„Richard“, sagte Ulla weich, „ich fürchte, Du bist trücker, als Du weisst, und siehst deshalb Alles schlimmer, als es ist. Wir haben Dich lieb wie immer und möchten gerne helfen Dir und Meta, aber Ihr wollt Euch nur nicht helfen und leiten lassen. Du wirst doch einmal aufhören müssen, Konzessionen zu machen, lieber Bruder! Willst Du nicht von jetzt an versuchen, mit liebevollem Ernst auf Deine Frau einzuwirken? Vielleicht kommt sie diesmal zur Erkenntnis ihres Unrechtes.“

„Sieh Schwester“, antwortete er langsam, wie zu sich selbst. „Sie hält gleichsam mein Herz in ihrer Hand und brüht es langsam zusammen. Es steht eine seltsame Geschichte im alten Testament — die von Simson und Delila. Da heißt es: Da sie ihn aber trieb mit ihren Wort alle Tage und plagte ihn, ward seine Seele matt bis an den Tod. So ging es dem in eines Weibes grausamer Hand, den die heilige Schrift den Starken nennet, der die Heere der Philister allein in die Flucht schlug. „Und ich bin kein Simson“, setzte er in trauriger Selbstironie hinzu. „Aber Ulla“, — ein düsteres Fieber glomm in seinen Augen auf — „es

gibt einen Punkt, über den hinaus ich kein Erbarmen kenne. Wenn Meta jemals den leisesten Schatten auf ihrer Frauenehre duldet — dann gnade Gott ihr und mir!“

Ulla legte ihre weiche, kühle Hand beschwichtigend auf die Richards. „Meta ist leichtsinnig, Richard, aber doch nicht schlecht. Güte Dich wohl, daß Du ihr nicht ungerechter Weise mißtraust.“ Und Ulla dachte, als sie diese Worte sprach, an das Weh, das die Frau ihr bereitet, und Metas Vertheidigung stockte auf ihren Lippen. War es recht, daß sie Richards auf der Lauer liegenden Argwohn einzuschläfern versuchte? In diesem Augenblicke nahm sie sich vor, offen mit Arnold zu sprechen und ihm zu gestehen, was sie befürchtete. Sie mußte und wollte wieder an Arnold und sich selber glauben — auch an ihre eigene Genesung.

Es war ganz still geworden, um die Beiden, bis Ulla sich endlich zusammenschauernd erhob. „Laß mir einen Wagen holen, Richard! Ich nehme Anni mit nach Hause.“ — Minna kam nicht wieder, wahrscheinlich war sie, wie die schnippische Jungfer bemerkte, „zum Tanzen gegangen“. Bertha mochte Ulla das Kind nicht anvertrauen, ebenso wenig wie der verschlafene Köchin, die längst in den Federn lag.

Ulla dachte nicht klein genug, Arnold von dem Briefe zu erzählen, den Metas Mutter geschrieben, — diese Sache mußte Geheimnis bleiben zwischen Richard und ihr. Sie kämpfte auch tapfer das aufsteigende Unbehagen nieder, als Arnold von Mitleid bewegt mehrfach wiederholte: „Arme kleine Frau, wie furchtbar für sie auf dem Ball zu sein, während ihr Vater stirbt!“ — Ulla schwieg dazu und bettete Richards Tochterchen in ihrem eigenen, behaglichen Kinderzimmer. Ihre Gedanken aber ließen nicht von ihrem armen Bruder, der jetzt durch die raube Nacht dahinfuhr, um seine Frau abzuholen.

Die Uhr zeigte nach Mitternacht. Das Fest war, auf seinem Höhepunkt, als Richards Wagen vor dem Palast hielt, aus dem die Ströme von Licht ihm entgegenstrahlten. Er hatte Mühe, einen Diener zu finden, den er mit der Bitte, Meta möge zu ihm herankommen, in den Ballsaal schicken konnte, und als er endlich eines habhaft geworden war, kam der Mann nicht wieder. Er mußte sich also entschließen, selber zu gehen.

Durch die weit geöffneten Thüren des Riesensaales strömte Tageshelle. Der Raum war verwunderlich mit lebenden Pflanzen decorirt, Draperien von goldgesticktem Blüsch umschlangen die glatten Marmorsäulen und bildeten ein Zelt über der Empore, auf welcher die Musik ihren Platz hatte. Ein Gewimmel von gepuderten, in Sammet und farbiger Seide gekleideten, edel-sinnigsmühten Gästen schob sich an Richard vorüber. Die Masken waren schon abgenommen — aber fremdartig schauten die bekannten Gesichter unter den Perücken hervor. Es gelang Richard nicht, Meta zu erspähen. Er stand eine Weile unschlüssig da, es war ihm peinlich, sich in das bunte Gewoge zu stürzen, und ihn schien niemand zu bemerken.

Endlich entdeckte Richard Weiner, der in blaßblauen Atlas gekleidet war und etwas angekränkt zu sein schien, und es gelang Richard, sich ihm zu Gehör zu bringen. Weiner stutzte, als er Richards ansichtig wurde, und näherte sich schnell.

„Ist etwas passiert, Pfeiffer? Sie sind nicht kostümiert — wo haben Sie denn so lange gesteckt? Sie sind sehr vermüht worden das kann ich Ihnen sagen. Ihre Frau hat Triumphe gefeiert — fabelhaft. So schön ist sie noch nie gewesen — unbestritten la reine du ball! Ich selber —“

„Bitte, Weiner,“ unterbrach Richard den Wortschwall, „wollen Sie meine Frau herführen, Sie muß sofort nach Hause kommen.“

„Ihrer Kleinen fehlt doch nichts?“ fragte Weiner erschrocken näher tretend.

„Nein, mein Schwiegervater ist gestorben. Sie begreifen wohl, daß ich nicht durch den Saal gehen kann, um meine Frau zu holen, ohne daß Aufsehen entsteht. Versuchen Sie, bitte, ihrer möglichst rasch habhaft zu werden.“

Weiner schien plötzlich von den Geistern des Weines verlesen zu sein sein Gesicht war sehr ernst geworden. „Das ist ja tragisch“, sagte er. „Ich will sofort gehen. Wollen Sie denn hier warten? Ich denke, es wäre besser, Sie gingen in die Garderobe, und ich führe Ihre Frau Gemahlin dort hin. Ich glaube, daß ich sie finden kann. Frau Becker werde ich dann sofort benachrichtigen.“

Richard hatte nur kurze Zeit gewartet, als Meta kam. Sie sah verführerisch aus. Das rosa Atlaskleid hob ihre zarte Farbe das schöne Haar war gepudert, in hoher Frisur aufgesteckt, Hals und Busen mit Spitzengefästel verhüllt. Zum erstenmale hatte Richard kein Auge für ihren Liebreiz. Das Bild des sterbenden Vaters, der vergebens nach seinem Kinde verlangte, schwebte ihm unablässig vor.

„Was ist denn geschehen, daß Du mich holen läßt, Richard, was willst Du von mir?“ fragte Meta halb trozig, halb verlegen.

„Dein Vater ist gestorben, Meta! Ich habe den Brief Deiner Mutter gelesen, Du mußt sofort mit mir nach Hause kommen.“

Sie schweig, ließ sich den Mantel umlegen und sah stumm neben ihm, als der Wagen in raschem Tempo durch die dunklen, winddurchbrausten Straßen nach Hause fuhr.

Meta eilte die Treppe hinauf! In ihrem Ankleidezimmer wartete Bertha.

„Haben Sie dem Herrn den Brief meiner Mutter gegeben?“ rief Meta heftig.

„Ja, aus Versehen, ich dachte, es wäre der Zettel den gnädige Frau mir für den Herrn gegeben hatte.“

„Falsche Kasse, Sie lügen, Sie haben mit Absicht Unheil angestiftet! Von Ihnen will ich mich nicht länger bedienen lassen gehen Sie sofort hinaus, hören Sie, sofort.“

„Wie Frau Pfeiffer befehlen,“ antwortete Bertha, der solche Szenen nichts Neues waren, gleichmüthig.

Den Thürgriff schon in der Hand haltend, stand Bertha noch einen Augenblick still. „Frau von Althof war hier und hat unser Baby mitgenommen. Minna ist zum Tanzen gegangen und noch nicht wieder da.“

„Gehen Sie!“ rief Meta außer sich, mit den Füßen aufstampfend. Sie warf das prächtige Kostüm achtlos zu Boden, riß die Brillanten vom Nacken und kauerte sich, vor Zorn und Beschämung laut aufweinend in einer Ecke des Sophas zusammen.

So fand Richard seine Frau nach einer Viertelstunde. Er sah todtbleich aus, sagte aber kein Wort. Mit frauenhafter Hartheit löste er Nadeln und Agraffen aus Metas Haar und schlang es in einen Knoten. Dann kniete er nieder, zog ihr die Schuhe aus und hob sie sanft empor. „Geh schlafen, Meta, Du bist ermüdet.“

Sie entwand sich ihm, eilte auf das Bett zu und brühte das heiße Gesicht tief in die Kissen. Richard folgte ihr, deckte sie sorglich zu und suchte dann selbst sein Lager auf. Er hatte sich kaum gelegt, als Metas tiefe ruhige Athemzüge ihm meldeten, daß sie schon fest eingeschlafen war, während seine müden Augen noch lange in dem matt erhellten Zimmer umher irrten.

Am nächsten Morgen fuhren beide nach Eimsbüttel. In der kleinen hübschen Villa ging Alles drunter und drüber. Frau Möller hatte durch den raschen Tod ihres Gatten völlig den Kopf verloren; es war nicht möglich, ein vernünftiges Wort aus ihr herauszubringen. Richard mußte erst von Meta, die in ihrem tiefen Schmerze ruhig und sympathisch wie immer war, die näheren Umstände erfragen. Möller hatte sich krank gefühlt, gegen Abend mehrfach nach seinen Kindern verlangt und war, bis zuletzt bei voller Besinnung, in Metas Armen sanft einschlummert. Frau Möller erging sich in maßlosen Schmerzensausbrüchen, in denen sie Thränenströme vergoß, und langen Erzählungen, was sie gedacht, gesagt und empfunden hatte. Sie verweigerte entschieden, die Leiche zu sehen, hielt sich die Ohren zu, wenn man Anordnungen von ihr verlangte, und sah in ihrem seltsamen Anzuge — zu einem türkischbunten Schlafrock trug sie eine eilig herbeigeschaffte schwarze Kreppmütze — wirklich mittheilerregend aus. Alle fühlten sich erleichtert, als sie sich endlich bewegen ließ, mit

einer großen Tasse Kaffee im Schlafzimmer zu verschwinden.

Der alte Möller lag still, mit gefalteten Händen da. Brave, treue Hände waren es, denen man die ehrliche Arbeit ansah, die sie lebenslang geleistet, Frühlingsblumen auf den bescheidenen Rissen, das eiserne Kreuz auf der Brust — das war alles. Aber ein friedliches Ausruhen sprach aus den ernsten Zügen, der Abschluß eines tüchtigen Lebens, das ohne Mangel und Unrecht dahingegangen war. Meta lag auf den Knien an seinem Bett und rang unter krampfhaftem Weinen die Hände zu ihm empor. Sie glück in diesem Mangel an Selbstbeherrschung so sehr ihrer Mutter, daß Richard sich ernüchert abwandte.

Meta, die in ihrer kühlen Ruhe leicht etwas Schroffes haben konnte, zog Meta endlich empor: „Du hättest Vater im Leben mehr Liebe zeigen sollen“, sagte sie, „dann brauchtest Du jetzt nicht zu jammern. Dein Kummer sieht nicht nach gutem Gewissen aus.“

Und als Meta im Nebenzimmer saß, das Taschentuch an die verweinten Augen gepreßt, fuhr Meta fort: „Wann hast Du Mitters zweiten Brief bekommen? Wir telefonirten nach Eurem Hause, und als keine Antwort kam, nach dem Kontor. Als wir dann schickten, sagte der Bote, daß er den Brief Deinem Mädchen gegeben hätte. Wärest Du gleich gekommen, würdest Du Vater noch am Leben getroffen haben.“

„Ich war nicht zu Hause“, sagte Meta stöhnend, ihre Worte wurden von heftigem Schluchzen unterbrochen. „Ich war schon fort. Bertha hat mir den Brief erst gegeben, als ich zurückkam. Sonst wäre ich sofort gekommen, Meta, daß mußt Du doch einsehen.“

„Es geht mich ja nichts an, Meta!“ war die kühle Antwort. „Du mußt am Besten wissen, ob Du recht gethan hast.“

9.

Richard hatte im Stillen gehofft, daß sich seine häuslichen Verhältnisse durch den Todesfall freundlicher gestalten würden — doch ging ihm Meta mit dem Troß des bösen Gewissens aus dem Wege. Sie fürchtete augenscheinlich, er könne auf den unglückseligen Brief zurückkommen und ihr Vorwürfe machen. Aber davon war er weit entfernt. Wie sehr er sich nach Ruhe sehnzte, wie ängstlich er seit langer Zeit Alles vermied, was geeignet sein konnte, eine Scene heraufzubeschwören, ahnte sie nicht. Auch die Ersparnisse, deren seine erschöpfte Kasse so dringend bedurfte, blieben aus. Allerdings war es mit dem Gesellschaftstrudel für Meta vorbei, doch schaffte sie sich fürstliche Traueroiletten an und ließ ihr Boudoir, ohne Richard ein Wort davon zu sagen, neu dekoriren. Die Möbel verschrieb Weiner für sie aus London — echter Chigendale — und Richard mußte die sündhaft theuren Sachen bezahlen. Und er beugte sich schon ohne das unter Sorgen, die ihm den Schlaf, dessen er sich sonst noch erfreute, fast gänzlich verjagten.

Die Rückkehr seiner Eltern warf Richard neue Lasten auf die Schultern. Beständig rang er mit der nervösen Angst, daß der Konsul Einsicht in die Bücher und die Geschäftslage begehren könne, so daß er dem langentbehrten geliebten Manne kaum unter die Augen zu treten wagte. Richard hatte wie ein Toller spekulirt. Zuerst um mit dem Gewinne die riesigen Ausgaben seines Pariser Aufenthaltes, von welchem der Konsul nur die Hälfte erfahren hatte, zu decken, dann aber, um Metas sich beständig steigenden Ansprüchen zu befriedigen. Richard machte es wie der Spieler am Roulette, der mit immer neuen Kombinationen, immer erhöhten Einsätzen die launische Glücksgöttin zum Lächeln zwingen will — aber nur dadurch erreichte, daß sie ihm hartnäckiger den Rücken kehrte. Natürlich sprach man in Hamburg längst über die große Firma, deren wohlbekannter, solider Ruf unter den tollkühnen Spekulationen des jungen Chefs stark zu leiden begann. Aber wie das zu gehen pflegt, es fand sich doch niemand, der es unternommen hätte, den Konsul zu warnen. Und so spitzten sich die Verhältnisse von Tag zu Tag mehr zu.

Es würde ja auch niemals so weit mit Richard gekommen sein weder in seiner frevelhaften Schwäche gegen Meta, noch in der Art seiner Geschäftsführung, wenn ihn die fortwährenden Kopfschmerzen nicht so heruntergebracht und ihm alle Energie geraubt hätten. Nachdem der Hausarzt vergeblich daran herumkurirt, entschloß sich Richard, einen Spezialisten von Weltruf zu konsultiren. Dieser nahm eine kleine Operation vor, die dem Patienten sofort Erleichterung verschaffte, und äußerte, daß das Leiden keineswegs ein bedenkliches sei. Seiner Meinung nach würden die stehenden Schmerzen, die ausschließlich nervös seien, in dem harmonischen Heim, das er in der jungen Ehe ohne Weiteres vorzusetzen müsse, von selbst verschwinden. „Sie sollten mit der Frau Gemahlin zwei Monate auf Reisen gehen — keine Gezeiten mehr, Luftveränderung, und Sie sind geheilt“, schloß der Professor seine Auseinandersetzung. Richard verbogte sich, zahlte das Honorar und mußte bitter auflachen, als dieser die Hausthür hinter sich schloß.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Wunderkur.

Humoreske von Albert Gunkmann.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Und welch' eine Enttäuschung, wenn er einmal ausblieb! Wenn nun der Postassistent in derselben Weise wartete und sich sehnte? Wenn er nun enttäuscht und betrübt sich allerhand Unglücksfälle vorstellte, wenn er keinen Brief bekam?

Nein, nein, Pastor Sandby konnte in dieser Sache nicht auftreten, wie es streng genommen seine Pflicht war. Hätte er nur nicht das junge Mädchen in diesem kritischen Augenblick bemerkt! Aber nun hatte er sie unleugbar gesehen . . . und . . . Uebrigens konnte Fräulein Fanny ja an viele andere zu schreiben haben, als gerade an den Postassistenten.

Es war am Nachmittag. Ein stiller Friede hatte sich auf das Pfarrhaus niedergesetzt. Plötzlich aber zerriß ein lautes Weinen die Stille, und als der Pastor aus dem Fenster sah, bemerkte er Fräulein Fanny, die mit klatternden Röcken und blaß vor Entsetzen in den Hof gestürzt kam. Hinter ihr kam eine friedliche Kuh, die einen Strich nach sich schleppte.

Fräulein Fanny stürzte geradeaus in des Pastors Studierzimmer.

„Der Stier!“ rief sie, „der Stier . . .“

Pastor Sandby wurde ärgerlich. Er war ein eifriger Landmann, und eine Kuh mit einem Stier zu verwechseln, war in seinen Augen ein Mangel an elementarster Bildung.

In barschen Worten machte er Fräulein Fanny auf den Unterschied aufmerksam. Die Folge war, daß sie in Weinen ausbrach. Nun mußte der Pastor seine ganze Ueberredungskunst aufbieten, um sie zu trösten. Es gelang ihm. Kurz darauf sah er sie fortgehen. Sie trug ein phantasievolles Kostüm, das von einem mächtigen, hochroten Filzhut gekrönt wurde. Wo sie hinkam, stellten sich die Dorfkinde auf, steckten den Zeigefinger in den Mund und gafften. Sie sollte zum Kaufmann und einige Kleinigkeiten einkaufen.

Sie kam mit einer großen Düte Konfekt nach Hause. Mit dieser und einem verdächtig aussehenden Roman in gelbem Umschlag setzte sie sich unter einen großen Lindbaum im Garten und begann zu lesen, während sie den Inhalt der Düte aufknabberte. Pastor Sandby schielte nach dem Roman und wieder hatte er ein unangenehmes Gefühl, daß er im Grunde eigentlich einschreiten mußte. Aber schließlich konnte er sich auch diesmal nicht dazu aufschwingen.

Ran hatte versucht, sie zu zerstreuen. Es wurden Gesellschaften im Pfarrhause arrangiert, und ebenso hatte man sie zu den Familien der Umgegend zu verschiedenen Soireen mitgenommen. Doch überall sah sie steif wie ein Pflock und machte nicht das geringste Hehl daraus, daß sie sich langweile.

Dazu kam, daß sie einen unheilvollen Einfluß auf die beiden Pfarrerstöchter auszuüben schien. Sie fingen an, ihre Frisur, ihren Gang zu kopieren. Sie lispelten kopenhagensch und sprachen das i wie ä aus. Im Haushalt aber zeigten sie eine gewisse Nachlässigkeit. Zuletzt entdeckte Frau Sandby, daß die ältere und zuverlässigere von ihnen, Josephine, abends lange Spaziergänge mit einem Verwalter von einem benachbarten Gute machte.

Auch die Jungen wurde demoralisiert. Fräulein Fanny traktierte sie mit Kuchen. Das bewirkte, daß sie sich in wilden Träumen von einem Leben in Luxus, Ueberfluß und Wohlbehagen hingaben. Es fehlte nicht viel, so rümpften sie über das gewöhnliche Schmalzbrot, das sie zur Vesper bekamen, die Nase, und erklärten, sie wollten Butterbrot mit Streuzucker haben.

„Ich weiß nicht mehr, was ich tun soll, Vater,“ sagte die Pastorin bei einem der vertraulichen Gespräche, die sie in dieser Zeit so häufig mit ihrem Manne hatte.

„Ich fürchte, wir haben uns eine große Verantwortung übernommen, mein Kind,“ sagte der Pastor.

„Das fürchte ich auch, und darum bleibt uns nichts weiter übrig, als uns davon zu befreien.“

Ihr Gatte war derselben Ansicht. Aber es ward ihm doch schwer, sich dazu zu entschließen. Was er sich vorgenommen, führte er auch gewöhnlich durch, so lange es noch menschenmöglich war. Eine Sache auf halbem Wege aufzugeben, erschien ihm schlaff, fast feige.

Indessen sagte es das Schicksal, daß er in dieser Hinsicht von allen Sorgen befreit werden sollte. Eines Tages hatte Fräulein Fanny einen ungewöhnlich dicken Brief bekommen. Sie ging auf ihr Zimmer, um ihn zu lesen. Stundenlang blieb sie drinnen, und als sie wieder heraustrat, hatte sie

rotgeweinte Augen. Den ganzen Nachmittag trieb sie sich auf dem Felde herum. Die Pastorsleute waren bekümmert; sie fürchteten, ihre Herzensangelegenheit möchte in eine neue, unheilvolle Phase getreten sein.

Doch am nächsten Morgen, als Frau Sandby wie gewöhnlich an die Zimmertür des jungen Mädchens klopfte, erwartete sie dort eine Ueberraschung. Niemand antwortete, und als sie ins Zimmer trat, war es leer. Auf der Erde stand der Koffer gepackt und auf dem Tisch lag ein Zettel, auf dem Fräulein Fanny niedergekrüppelt hatte, sie wäre abgereist, sie könne es nicht mehr aushalten, und bitte, man möchte ihr den Koffer nachschicken.

Wie hatte im Pfarrhause eine solche Bestürzung geherrscht. Der Pastor raste, die Pastorin weinte und Fräulein Josephine schwor in ihrem stillen Sinn ihrem Verwalter und mit ihm allen Liebesträumen für dieses Leben ab. Was die drei Jungen anbetraf, so saßen sie ganz blaß und still da.

Am Vormittag fuhr Pastor Sandby nach der nächsten Station, um ein Telegramm an die Familie Knittel abzusenden. Es kam sofort Antwort; Fräulein Fanny befand sich bereits glücklich und wohl in ihrem Schloß. Und am nächsten Tage folgte ein Brief.

Pastor Sandby wollte seinen eigenen Augen nicht trauen, als er ihn gelesen hatte, denn es wurde ihm darin der innigste Dank für seine ernsthaften und liebevollen Ermahnungen ausgesprochen. Sie hatten so gute Früchte getragen, daß sich das junge Mädchen ihre Verirrung vollständig aus dem Kopfe geschlagen hatte.

Später stellte sich allerdings heraus, daß der Grund zu der unvermuteten Wendung in dem Briefe lag, den Fräulein Fanny am Tage vor ihrer Flucht erhalten hatte. Er war von einer Freundin und teilte ihr mit, der Postassistent wäre der Liebe eines jungen Mädchens gar nicht würdig, denn er wäre auf verbotenen Wegen betroffen worden.

Und als die Zeit erfüllt war, da wurde Fräulein Fanny mit einem Großkaufmann verlobt.



Der Lusthof.

Eine Osergeschichte von Ferdinand Runkel.

(Nachdruck verboten.)

Am Osterheiligabend saßen in der Schänke von Winkenhohl ein paar derbe Speßarter Bursche beisammen. Der Wirt hatte ein fäpchen dunkles Mchaffenburg Bier angeschlagen, weil abends gewöhnlich der Pfarrer und einige Freunde zu politischen Gesprächen zusammenkamen. Heute hatten sich die Herren des bevorstehenden Festes wegen schon früh entfernt; dafür blieben die Bursche um so dauerhafter, hatten sie doch morgen nichts zu tun.

Sie tranken und plauderten und waren seelenvergnügt; nur der Damian blieb schweigsam. Er starrte in sein weißschäumendes Glas und redete kein Wort.

„Der Oberbauer, der Bürgermeister, hat's ihm gegeben,“ meinte der Eoderchristian, „als er um die schöne Anelei angehalten hat.“

Damian blickte auf, eine senkrechte Falte durchschnitt seine Stirn und drückte die Augenbrauen dichter zusammen. Dann schlug er mit der Faust auf den Tisch: „Ja, ja, es ist die alte, dumme Geschichte: der reiche Geldsack will seine Tochter dem armen Bauern nicht geben. Er meint, ich will sein Geld, und ich kauft ihm drauf. Wenn ich seine Gemüse baue, schlag' ich aus meinen zwei Morgen so viel heraus, wie der Oberbauer aus zwanzig. Ich weiß, was die Leut' in Mchaffenburg bezahlen.“

„Ein dummer Dachs bist Du Dein Lebtag gewesen,“ sagte jetzt der dürrer Schäfer mit dem langen, schmalen Schwarzbart und den unheimlichen Augen; „hol' Dir den Schatz im Lusthof, und all Dein Leid ist gehoben.“

Die Bursche lachten ungläubig, der Schäfer aber machte ein ernstes Gesicht.

„Heut' Nacht rückt er herauf, und heut' Nacht hat der Böse keine Macht, weil heut' Nacht der Herr aus der Hölle auferstanden ist und den Satan überwunden hat.“

Wieder lachten die Bursche. Trotzdem aber hatten sie eine gewisse Scheu vor dem Schäfer, denn von ihm erzählte man sich, daß er Zauberei treibe, aber weiße Zauberei; das heißt, er tat Wunder im Namen Gottes, besonders an Kranken. Er ging in die Kirche und war ein Freund des Pfarrers. Dieser unterhielt sich mit ihm oft stundenlang, wenn er ihn auf seinen Spaziergängen beim Hüten antraf. Die Bursche aber höhnten den Schäfer gern aus, wenn sie sich auch dem Glauben an seine Wunderkraft nicht entziehen konnten. Er war ja ein guter Zauberer und ließ sich alles gefallen.

Als der Wächter von Winzenhohl die zehnte Stunde abrief und die langgezogenen Hornstöne über den nächsten Bergwald hinstrichen, machte der Wirt Kehraus und komplimentierte seine Gäste vor die Thür. Draußen drängte sich der Damian an den Schäfer. „Ich bring' Dich nach Hause.“

Der Schäfer sah den jungen, schönen Burschen von der Seite an. „Du meinst, ich soll Dir sagen, wie Du es mit dem Schatz im Lusthof anfangen sollst?“

„Wenn ich Dich recht schön bitt'. Siehst Du, Schäfer, die Amelei heult sich die Augen aus, wenn sie den eßigen Müller von Stragbessenbach nehmen muß. Und außerdem... wir Armen müssen doch gegen die Reichen zusammenhalten.“

„Die Geschichte vom Lusthof kennst Du?“

„Sie wird so verschieden erzählt.“

„Der Hof stand an der Grenze von Winzenhohl und Stragbessenbach. Er war ein schöner Hof und reich. Im dreißigjährigen Kriege verbargen die Nonnen aus dem Kloster Schmerlenbach einen reichen Schatz im Keller des Hofes, der aber nicht wieder gehoben wurde, weil die ehemaligen Klosterfrauen vom Orden des heiligen Bernhard in die Fremde zogen und andere, der Regel des heiligen Benedikt zugewandt, vom Kloster Besitz nahmen. Ein Lusthofbauer, der in einer Ecke seines Kellers zur Nachtzeit ein Stöckchen und Geldzählen vernahm, stieg mit Hacke und Spaten in das Gewölbe und begann zu schürfen. Schon stieß er auf etwas Festes, da fuhr der Bisse in Gestalt eines Sottelantieres aus dem Loch, und es entstand ein furchtbarer Schwefelgeruch und ein großes Brausen. Am Morgen fand das Gefinde der Bauern auf der Kellertreppe liegen. Er hatte die Sprache verloren und verschied wenige Stunden darauf. — Seitdem ist der Hof verlassen, die Baulichkeiten sind abgetragen, und auf dem Grund wächst nur dürres, salziges Gras. Der Schatz ruht noch in der Tiefe, und in der Nacht zur Auferstehung des Herrn rückt er bis dicht unter die Oberfläche, und ein heller Schein glüht über der Stelle, wo er liegt. Wer ihn heben will, muß im Vertrauen auf Gott ans Werk gehen und die Hälfte der Kirche geloben, weil der Schatz doch Klostergut ist.“

„Ich werd's wagen.“

„Aber Du darfst beileibe kein Wort sprechen, sonst bist Du verloren.“ —

Die beiden trennten sich. Damian ging in sein kleines Häuschen, das er mit seiner Mutter allein bewohnte. Er nahm Hacke und Spaten und schlich sich leise von der Hofraute hinaus aus dem Dorfe, wo an der Grenze der Gemarkung eine Wüstung, der ehemalige Lusthof, lag. Ein Windzug ging über das dünne Gras, der Himmel war klar und mit Sternen übersät.

Damian blickte über den Platz weg, ob er nicht eine leuchtende Stelle bemerke; aber alles war in ein einförmiges, bläuliches Dunkel gehüllt. Die richtige Zeit schien offenbar noch nicht gekommen. Er setzte sich auf einen Baumstumpf und fastete sich in Geduld. Nach einiger Zeit des Wartens schien es ihm, als ob wenige Schritte von ihm ein Lichtschein über der Erde schwebte. Drinnen im Dorfe blies der Wächter gerade elf Uhr.

Der Bursche begann, die Erde mit dem Spaten zu bearbeiten, nachdem er sie im Umkreis von einigen Metern mit der Hacke gelockert hatte. Bei der harten Arbeit merkte Damian nicht, wie die Zeit hinging, und er schauerte ängstlich zusammen, als er deutlich wölfs Hornstöße vernahm. Es war Mitternacht. Der Wind rauschte geheimnisvoll in dem nahen Walde. Ein fuchs bellte kurz und heiser. Da stand der Spaten plötzlich fest. Der Schatzgräber fastete zur Hacke und schlug tief ein, um den Widerstand zu beheben. Er lockerte einen mächtigen Stein. Er trat vor, schob den Spaten darunter und hebelte den Stein aus seinem Lager. Da wich plötzlich der Boden unter ihm. Damian stieß einen lauten Schrei aus und versank in eine schauerliche Tiefe. Erde und Sand kollerten über seinen Kopf.

Im Dorfe traten eben die ersten Menschen auf die Straße. Der Pfarrer, der mit den Geistlichen der Pönitanzanstalt zur Matutine in die Kirche ging. Man hatte den Schrei vernommen. Der Pfarrer rief den Wächter und sagte: „Da scheint ein Mensch in Gefahr zu sein; lauft zum Oberhof und weckt den Bürgermeister!“ Inzwischen hatte der Wächter die Sturmglocke gezogen. Bald war das halbe Dorf um den Pfarrer versammelt. Der Schäfer meinte, dem Damian, der nach dem Lusthof zum Schatzgraben gegangen sei, könne etwas passiert sein. Also zum Lusthof! Auf dem Wege forschte der Pfarrer den Schäfer über Damian aus.

An der Unglücksstelle fand man schnell den Verschütteten. Er war ohnmächtig, aber er lebte noch; und als die ersten Sonnenstrahlen über den Wald ins Tal schossen, schlug er die Augen auf. Es zeigte sich, daß Damian auf die Ruinen des

Lusthofes gestoßen war und, den Keller bloßgelegt hatte, aber dem sich nur eine dünne Decke Mutterboden angelegt.

Der Pfarrer ermahnte ihn ernsthaft: „Wie kannst Du so Gott versuchen, Damian? Schäm' Dich! Aber Du bist nicht so schuldig wie der, der Dich dazu getrieben, der stolze, hochmütige Oberbauer, unser löblicher Bürgermeister!“

„Aber Hochwürden, ich weiß doch nicht!“ stotterte der also Apostrophirte.

„Ja, ja, Ihr seid daran schuld, weil Ihr dem braven, aber armen Burschen das Mädel, die Amelei, nicht geben wollt, weil Ihr auf Euerin gottverfluchten Geldsack sitzt und in sündiger Lust am Mammon hängt! Gleich gebt Ihr Eure Einwilligung, oder ich will nicht Pfarrer von Winzenhohl sein, wenn Ihr es nicht bereuen sollt!“

Der Oberbauer wollte noch ausflüchten; aber der hochwürdige geistliche Herr ließ nicht locker, und so wurde der brave Damian am Oftertag der Hochzeit der schönen Amelei. Er hatte also wirklich seinen Schatz gefunden.



Ein teurer Rat. König Karl XII. von Schweden tritt einst in Begleitung des Herzogs von Holstein, seines Vettters, und einiger Anderer von seiner Umgebung aus. Unterwegs stieß die Gesellschaft auf einen Haufen Bauholz. Der Herzog von Holstein machte dem jungen feurigen Karl den Vorschlag, zu versuchen, ob die Pferde wohl darüber hinwegsehen würden. Karl war nicht nur sofort dazu bereit, sondern wollte auch der Erste sein, der das halzbrechende Wagstück bestände. Indem er aber eben dem Rosse die Sporen geben wollte, griff Admiral Graf Hans v. Wachtmeister dem Pferde in die Zügel und hielt den jungen König mit den Worten zurück: „Nein, der Herr soll nicht da hinüber reiten!“ Der Herzog von Holstein fuhr ihm heftig an: „Was? Sie untersehen sich, Ihrem Könige zu verwehren, nach seinem Willen zu handeln?“ Wachtmeister erwiderte darauf: „Eure Durchlaucht mögen selbst dies Wagstück versuchen, wenn es Ihnen beliebt; aber mein König soll sich Ihrem Vorschlag nicht fügen!“ — „Wissen Sie, mit wem Sie reden?“ fragte der Herzog noch erbitterter. — „Ja,“ antwortete Wachtmeister, „ich weiß recht gut, daß ich mit dem Herzog von Holstein rede. Aber Eure Durchlaucht werden sich auch zu erinnern belieben, daß Sie mit dem Räte des Königs, dem Grafen Wachtmeister, reden. Mein König kam bei einem solchen Sprange den Hals brechen; vielleicht denken Sie dann König von Schweden zu werden. Das soll aber nie geschehen, so lange ich Hans heiße,“ womit er an sein Schwert schlug. Karl wendete hierauf sein Ross, klopfte dem alten Grafen auf die Schulter und sagte: „Nein, lieber Alter, werde nicht böse; ich werde den Sprung nun nicht machen.“



Franz Liszt im Schuldarrest. Franz Liszt beabsichtigte im Herbst 1837 in Leipzig zu konzertieren und passierte auf einer Reise dahin die preussische Provinz Posen. In einer Stadt dieser Provinz lebte als Musiklehrer ein Mann, der früher an einem anderen Orte eine Musikkapelle dirigiert hatte, und diesem hatte Liszt früher einmal gesagt, unter Mitwirkung seiner Kapelle ein Konzert zu veranstalten. Zufällige Umstände oder die wandelbare Laune des großen Pianisten hatten aber das Unternehmen vereitelt und damit auch zugleich die Hoffnungen des Kapelldirigenten auf eine außergewöhnliche glänzende Einnahme. Als nun Liszt dessen jetzigen Wohnsitz passierte, hielt der Musikföhrer dies für den geeigneten Moment, seine vermeintlichen Entschädigungsansprüche geltend zu machen, und sein Anwalt wußte in der That das Gericht des Ortes für diese Ansicht zu gewinnen. Liszt sollte also, da er in Preußen kein Domizil hatte, auf Grund des Vagabundenparagraphen bis nach ausgemachter Sache in dem Schuldenarrest festgehalten werden. Liszt, eigenständig wie viele Künstler und wohl auch von der Unrechtmäßigkeit der Forderung überzeugt, sträubte sich gegen die Kautionshinterlegung, durch die er sich vom Personalarrest hätte befreien können, und bezog wirklich auf einen halben Tag das Gefängnis. Vielleicht war es auch eine romantische Grille, die ihn bestimmen mochte, einmal die Kerkerluft, die er bis dahin nur aus Dichtungen kannte, in Wirklichkeit zu kosten. Nach sechs Stunden hatte er aber genug davon und deponierte zwanzig Friedrichsdor, worauf er freigelassen, und der Prozeß in den regelmäßigen Gang geleitet wurde. Der Fall ist authentisch. Leider verlaute nichts darüber, wie der interessante Prozeß geendet, und welche Partei aus ihm als Sieger hervorgegangen ist.